

Zeitschrift: Jahrbuch / Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (2016)

Artikel: Die mittelalterliche Kirchenruine St. Peter auf dem Kirchhubel Goldswil
Autor: Herrmann, Volker
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die mittelalterliche Kirchenruine St. Peter auf dem Kirchhubel Goldswil

Vor über 70 Jahren stand die mittelalterliche Kirchenruine auf dem Kirchhubel von Goldswil letztmals im Fokus der Geschichtsforschung. Auf Initiative des Uferschutzverbands Thuner- und Brienzersee war die Ruine zwischen 1940 und 1945 aus ihrem «Dornröschenschlaf» geweckt worden.¹ Umfangreiche Restaurierungsarbeiten fanden damals am Turm und am zugehörigen Kirchenschiff statt. Schnee, Regen und Wind haben dem Bauwerk seitdem stark zugesetzt und ihre deutlichen Spuren am historischen Mauerbestand hinterlassen.

Als Eigentümerin des Denkmals stellt sich die Gemeinde Ringgenberg-Goldswil seit 2015 beherzt der Aufgabe, den erneut drohenden Verfall des überregional bedeutenden Denkmals zu stoppen. Unter fachlicher Begleitung des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern (ADB) wurden seitdem die Mauern zurückhaltend und im Sinne des wertvollen Denkmals instand gesetzt. Gleichzeitig nutzte man die Chance, das gesamte Kirchenensemble mit der zugehörigen Beinhauskapelle und dem Friedhof zu modernisieren und aufzuwerten. Dem für die gesamte Region prägenden Geschichtsort wird so die ihm gebührende Aufmerksamkeit zuteil, nachdem die Ruine über viele Jahrzehnte hinweg wieder weitgehend in Vergessenheit geraten war. Insbesondere der Aufzug einer neuen Glocke im Turm hat im Herbst 2015 das Interesse der Einwohner der Gemeinden rund um das Bödeli auf sich gezogen (Abb. 1). Erstmals seit 1671 läutete in der Silvesternacht 2015 auf dem Goldswilhubel wieder eine Kirchenglocke. Die alte Goldswiler Glocke war in der Barockzeit demontiert und zur neuen Gemeindekirche in Ringgenberg gebracht worden. Dort, in der ehemaligen Burg der Freiherren von Ringgenberg, lädt sie bis heute die umliegenden Bewohner zur Andacht ein. Im Sommer 2017 soll die sanierte Kirchenruine feierlich eingeweiht werden.

Die Anfänge der ehemaligen Goldswiler Pfarrkirche St. Peter reichen nachweislich bis in das 11. oder gar 10. Jahrhundert zurück, also weit vor ihre erste

¹ Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee, Jahresbericht 1942, S. 13–15.



Abb. 1: Glockenaufzug am 30.11.2015 (Foto Raphael Ehrensperger, ADB).

Erwähnung in den Schriftquellen im Jahr 1240.² Neben der Kirche von Gsteig bei Interlaken ist sie damit die älteste Pfarrkirche im Umfeld des Bödels. Imposant und gleichermassen beeindruckend ist insbesondere der freistehende Glockenturm. Bis heute kommt ihm die Aufgabe einer wichtigen Landmarke in der Region zwischen den beiden Seen zu. Als eindrucksvolles Zeichen zugleich der weltlichen und der geistlichen Macht war der Turm wahrscheinlich vor beinahe 1000 Jahren hier errichtet worden. Am Bau beteiligt waren gewiss lombardische Handwerker, die der einflussreiche Bauherr in Norditalien angeheuert haben muss. Entsprechend reich ist der Formenschatz des Turmes. Markante Vor- und Rücksprünge, akzentuierte Arkadenfriese und Skulpturen prägen seine Gestalt. Im Kanton Bern steht der Turm mit seinen engen Bezügen zur norditalienischen Baukunst, abgesehen von den wohl deutlich jüngeren Glockentürmen der reformierten Kirchen in Brienz, Meiringen und Steffisburg,³ heute singulär da.

² Zum historischen Hintergrund siehe zusammenfassend Ulrich Burri, Ringgenberg. Beitrag zur Heimatkunde, Ringgenberg 1905, S. 22–32.

³ Zu Steffisburg siehe: Peter Eggenberger/Susi Ulrich-Bochsler: Steffisburg. Reformierte Pfarrkirche, Band 1, Bern 1994. – Hans Peter Würsten: Dorfkirche Steffisburg BE. Schweizerische Kunstführer, Nr. 443. Hrsg. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK. Bern 1989.

1 Historische Hintergründe der Kirchengründung Goldswil

In vorreformatorischer Zeit war Goldswil Teil des Bistums Konstanz, dessen Grenzen von Osten und Norden her bis an die Aare und die beiden Seen reichten. Jenseits des Flusses grenzte auf dem Bödeli das Bistum Lausanne mit der zugehörigen Pfarrkirche Gsteig an. Das ebenfalls westlich der Aarelinie gelegene einstige Kloster Interlaken stand als Augustiner-Chorherrenstift des Oberländischen Adels unter dem Schutz des deutschen Reiches. Gegründet worden war es erst 1130, also vermutlich rund 200 Jahre später als die Kirche von Goldswil. Das 1133 als Reichsstift unter den Schirm des Deutschen Reiches gestellte Kloster übernahm im Jahr 1240 von Cuno von Brienz-Ringgenberg die Patronats- und Vogteirechte zu Goldswil. Von Seiten der Ringgenberger wurde dies in den folgenden Jahrzehnten immer wieder erfolglos bestritten. Bis 1528, also bis zur Einführung der Reformation im Kanton Bern, versahen die Chorherren bzw. Leutpriester des Klosters die Messdienste in der Pfarrkirche. Seit 1322 sind uns einige von ihnen namentlich bekannt. Erst nach der Klostersaufhebung 1528 wurde vom Staat Bern ein eigener reformierter Pfarrer eingestellt, der anfangs im Pfarrhaus auf dem Goldswilhubel wohnte. 1564 bezog er das neue Pfarrhaus am Fuss des Goldswilhubels.⁴

Über die Gründung der Kirche von Goldswil schweigen die Schriftquellen. Angewiesen sind wir in dieser Frage auf die Ergebnisse der aktuellen archäologischen Untersuchungen. Gesichert durch den Baubestand der ältesten Kirchenreste und ein mithilfe von C14-Untersuchungen absolut datiertes Bauholz lassen sie auf eine Gründung spätestens in der Mitte des 10. Jahrhunderts schliessen. Goldswil war damals als Urfparrei in der Region für mehrere Gemeinden zuständig. Bis 1471, also bis zur Erhebung der Kapelle in Unterseen zur Eigenkirche, gehörten zum Kirchspiel neben Goldswil, Ringgenberg und (Nieder)Ried auch die Gemeinden Unterseen, Habkern und Beatenberg-Waldegg. Die Gläubigen dieser Gemeinden kamen zu den sonntäglichen Messfeiern nach Goldswil, sie liessen in der Kirche ihre Kinder taufen, holten hier den geistlichen Segen für ihre Ehe ein und wurden auf dem umgebenden Kirchhof bestattet.

Herrschaftsgeschichtlich war das Gebiet im frühen und hohen Mittelalter Reichsgebiet und damit dem deutschen König und Kaiser beziehungsweise

⁴ Anm. 2, Burri, S. 28–29. – Carl Friedrich Ludwig Lohner: Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidgenössischen Staate Bern, nebst den vormaligen Klöstern, Thun 1865, S. 270–273.

dem deutschen Reich zugeordnet, bevor es getreuen Adeligen zu Lehen übertragen wurde. Belegen können wir dies freilich erst durch spätmittelalterliche Schriftquellen, als die Freiherren von Brienz-Ringgenberg die wichtigen Geleitsrechte bis zu den Passrouten im Raum Meiringen innehatten.⁵ Unterhalb des Hubels von Goldswil führten die zugehörigen reichsfreien Schifffahrts- und Wegerouten entlang. Der wohl in der Mitte des 11. Jahrhunderts errichtete Campanile der Kirche von Goldswil gab diesen als Landmarke Orientierung. Wahrscheinlich war es ein dem Deutschen Reich und dem König nahestehender Adeliger, der mit dem von weitem sichtbaren Turm ein erstes herrschaftliches Zeichen in der Region setzen wollte. Symbolisch unterstrichen wird dieser Anspruch durch die Wahl eines freistehenden, hoch aufragenden Campanile nach lombardischem Vorbild, einer damals in der Region sicher noch nicht oder wenigsten nur sehr spärlich bekannten und verbreiteten Bauform. Auch andernorts, insbesondere im Rheingau, galt diese Bauform als imperial, stand sie doch in der Tradition der römischen und byzantinischen Kaiser. Der Turm überhöht die bereits durch die natürliche Geländetopografie der Felskuppe vorgegebene Dominanz des Platzes in der Landschaft.

Mit dem Bau der neuen reformierten Gemeindekirche in der ehemaligen Burg der Herren von Ringgenberg endete 1670/71 die mehr als 700-jährige Kirchengeschichte auf dem Goldswilhubel. Der reformierte Pfarrer blieb allerdings noch mehr als 50 Jahre in Goldswil wohnen, bevor er 1729 nach langen Auseinandersetzungen mit der Obrigkeit in Bern in das neue Pfarrhaus in Ringgenberg umziehen konnte. Ab dem ausgehenden 17. Jahrhundert verfielen die Gebäude auf dem Kirchhubel von Goldswil zur Ruine. Historische Gemälde des 19. Jahrhunderts und Fotografien aus dem frühen 20. Jahrhundert zeigen die von der Natur zurückeroberte romantische Ruine (Abb. 2, 3). Erst mit der Sanierung in den 1940er Jahren und der Neubelebung des Kirchfriedhofs der Goldswiler Gemeinde tritt die ehemalige Pfarrkirche erneut in das Licht der Geschichte.

⁵ Robert Durrer: Die Freiherren von Ringgenberg, Vögte von Brienz und der Ringgenberger Handel: ein Beitrag zur Schweizer Dynastengeschichte und zur Kritik Tschudischer Geschichtsschreibung. Jahrbuch für schweizerische Geschichte, Band 21 (1896), 196–220.

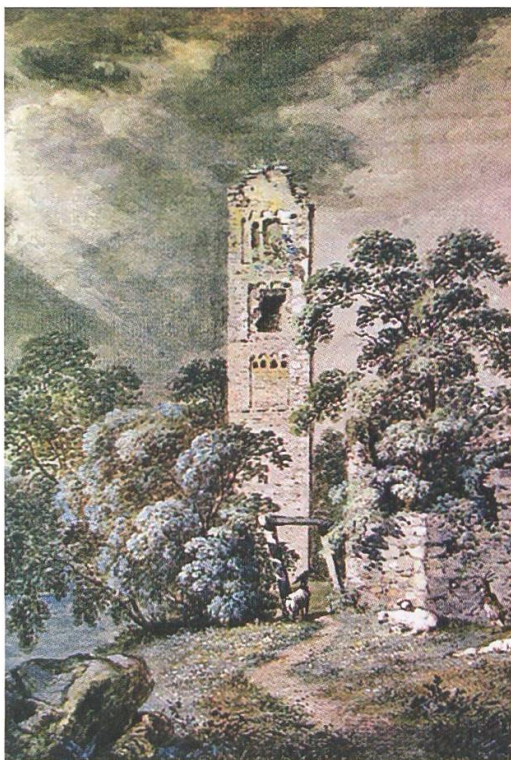


Abb. 2: Die Ruine Goldswil um 1802,
Gouache von Franz Niklaus Koenig
(Sammlung Peter Frutiger, Sumiswald).



Abb. 3 Die Kirchenruine am 3.4.1927
(Foto Eugène Duflon, Museum Bönigen).

2 Geschichte der Sanierung der Kirchenruine Goldswil

Mit der Verlegung der Gemeindekirche nach Ringgenberg im Jahr 1671 setzte in den darauffolgenden Jahrzehnten rasch der Verfall der Goldswiler Kirche und der zugehörigen Gebäude ein. Steinraub an den Mauern des Kirchenschiffs, an der Beinhauskapelle und am Pfarrhaus dezimierte den Bestand weiter. Offenbar nur der Turm blieb weitgehend unverändert im letzten Zustand von 1671 bestehen. Die spätmittelalterliche Kirchenglocke wurde demontiert und nach Ringgenberg geschafft. Mehr als 200 Jahre lang geriet die für das Bodeli einst bedeutende Pfarrkirche in Vergessenheit und verfiel weiter. Die erhaltenen Ansichten zeigen das Kirchenschiff fast völlig abgetragen und überwachsen. Auch der damals noch von einem Satteldach («Käsbissendach») abgeschlossene Turm war stark mit Efeu überwuchert (Abb. 2).

Dieser Zustand dauerte offenbar bis in das Jahr 1894 an, erst dann erfolgte eine erste Sanierung des Glockenturms. Damals wurden vermutlich vor allem die stark beschädigten Schallöffnungen restauriert und teils mit neuen Säulen und Pfeilern aus Tuffstein ausgestattet. Denkbar ist auch eine Instandsetzung der erhaltenen Giebelwände des alten Satteldachs. Verwendet wurde damals

zum ersten Mal zementhaltiger Mörtel, der im Gegensatz zum historischen Kalkmörtel des Mittelalters durch seinen Salzgehalt ungünstige Auswirkungen auf den Mauerbestand hat, insbesondere bei eindringender Feuchtigkeit.

Bis zur grossen Renovation des Turmes und der zugehörigen Kirchenruine durch den Uferschutzverband vergingen nochmals fast 50 Jahre. Die Natur hatte sich in der Zwischenzeit abermals die Kirchenreste zurückerobert (Abb. 3). Dichter Bewuchs setzte wiederholt dem Baubestand stark zu. Mit den Recherchen zum Inventar der Kunstdenkmäler in der Region wurde die Geschichtsforschung in den 1930er Jahren auf den auffällig gestalteten Campanile aufmerksam. Paul Hofer betonte bereits damals die grosse kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung des mittelalterlichen Bauwerks für den Kanton Bern. 1936 bis 1939 sorgte der Uferschutzverband dafür, dass der Waldbestand im Umfeld der Ruine reduziert wurde, um rings um das Denkmal Sichtachsen zum Bödeli und nach Ringgenberg freizulegen.

Im Spätsommer 1940 setzten die ersten Überlegungen zur Sanierung des Turmes und des westlich anschliessenden Kirchenschiffs ein. Noch im selben Jahr erteilte der Uferschutzverband Aufträge zum Freilegen und Vermessen des gesamten Ruinenbestands.⁶ Im Spätsommer 1941 lag das Konzept zur Sanierung auf dem Tisch (Abb. 4). Der «drohende Zusammenbruch der oberen Geschosse» des Turmes sollte, wie es in einem Papier von Prof. Dr. Hans R. Hahnloser heisst, verhindert werden. Gleichzeitig wurde die Forderung nach einer umfassenden Erforschung der Kirche sowie einer denkmalgerechten Instandsetzung der gesamten Anlage formuliert, die der Bedeutung des Kirchhofs gerecht werden und den Ort als einzigartigen Aussichtspunkt aufwerten sollten. Vorgeschlagen werden in den Planungspapieren zudem der Einbau einer Treppe als Ausgang zum obersten Dachgeschoss und die Wiederherstellung des Satteldachs. Im Laufe der weiteren Untersuchungen wurden schliesslich diese beiden letzten Vorschläge fallengelassen.

1942 realisierte der Uferschutzverband die Wiederherstellung der Aussenmauern des Kirchenschiffs, einschliesslich der Mauern der westlichen Vorhalle bzw. des westlichen Annexes (Narthex) und der an die südliche Turmseite ange-

⁶ Die damaligen Aktivitäten und Planungen lassen sich gut im erhaltenen zeitgenössischen Schrift- und Planbestand des Archivs des Uferschutzverbands nachvollziehen. Andreas Fuchs, derzeitiger Präsident des Verbandes, stellte uns die Unterlagen freundlicherweise zur Verfügung. Der zugehörige Fotobestand ist im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege Bern abgelegt.

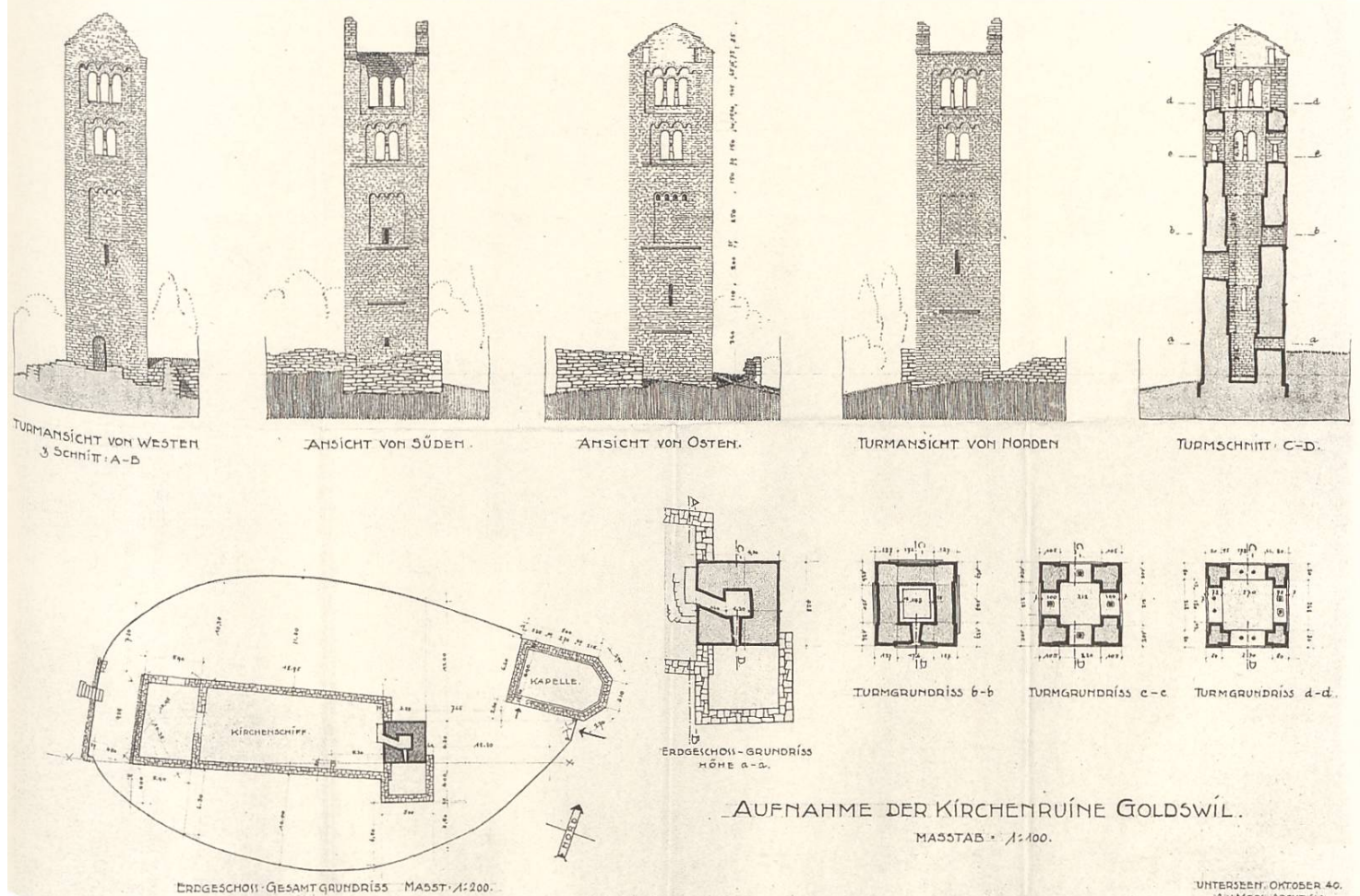


Abb. 4: Bestandspläne zur Kirchenruine von Architekt Moos, Oktober 1940 (Archiv ADB).

bauten Sakristei. Als Bodenbelag entschied man sich für Goldswiler Steinplatten, waren solche rechteckigen Platten doch im Chorumfeld der jüngsten Kirche gefunden worden (Abb. 5). Ausgeführt wurde der Belag allerdings nicht, wie von Prof. Hahnloser gefordert, als regelmässiger Steinboden, sondern in zufälliger Anordnung und unter Verwendung unterschiedlichster Steinformate und -formen. Zusätzlich gestaltete man damals das Friedhofareal um das Kirchenschiff neu.

Nach langen Diskussionen zwischen dem Architekten, Edgar Schweizer aus Thun, Prof. Hahnloser als Bundesexperten und dem damaligen Präsidenten des Uferschutzverbandes, Dr. Hans Spreng, wurde 1945 abschliessend die Sanierung des Turmes in Angriff genommen. Diese Arbeiten erfolgten weitgehend auf Staatskosten. Man entschied sich dafür, die beiden Giebelwände, die nachweislich erst in der jüngsten Nutzungsphase oder gar erst im 19. Jahrhundert entstanden waren, abzutragen (Abb. 6). Eigentlich wollte man die Spolien dazu nutzen, das fehlende oberste Turmgeschoss mit den grossen Schallöff-

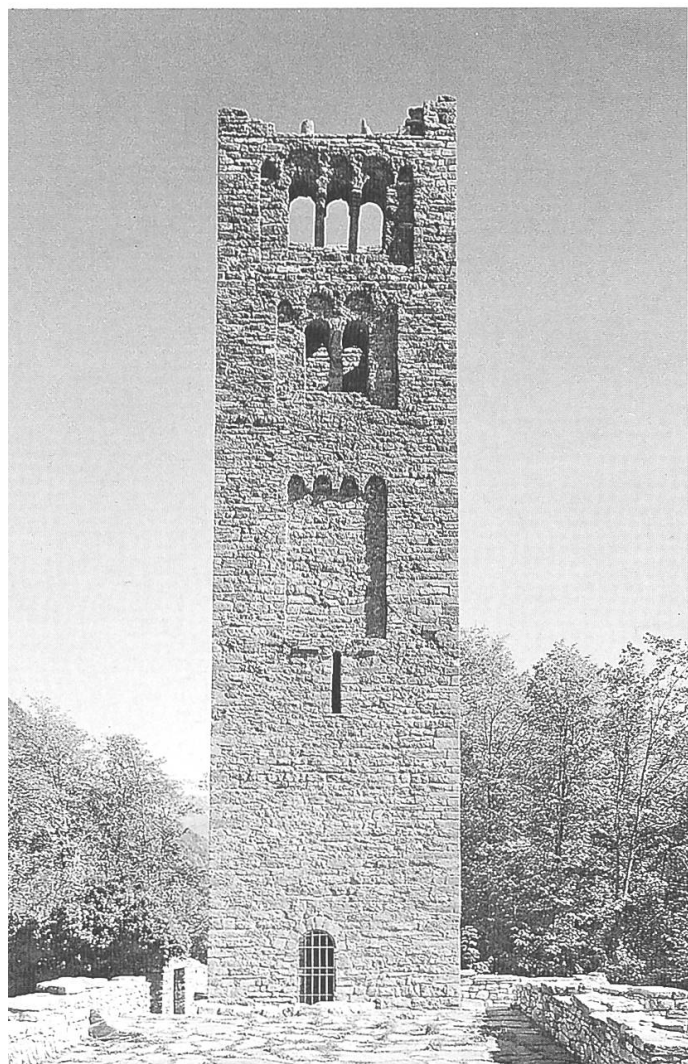


Abb. 5: Das wiederhergestellte Kirchenschiff mit dem Plattenboden 1942 (Foto Martin Hesse, Archiv KDP).



Abb. 6: Campanile mit den Resten der Giebelwände des ehemaligen Satteldachs vor dem Abbau im Jahr 1944 (Foto Martin Hesse, Archiv KDP).

nungen wiederherzustellen und darauf ein flach geneigtes Pyramidendach nach lombardischen Vorbildern zu errichten. Insbesondere aus finanziellen Gründen unterblieb die Ausführung des obersten Geschosses. Unglücklicherweise verzichtete man auch auf das schützende Dach. Damit war das nun wiederum mit Zement gefugte und im obersten Geschoss mit Stahlbeton armierte Mauerwerk schutzlos der Witterung ausgeliefert (Abb. 7). Dies führte in der Folgezeit zu heftigem Salzfluss im Mauerwerk und letztlich zur Auflösung der historischen Kalkmörtel sowie des Tuffsteins von Säulen, Pfeilern und Schmuckfriesen, aber auch zur partiellen Zerstörung der Oberflächen der Goldswiler Kalksteinquader (Abb. 8 und 9).

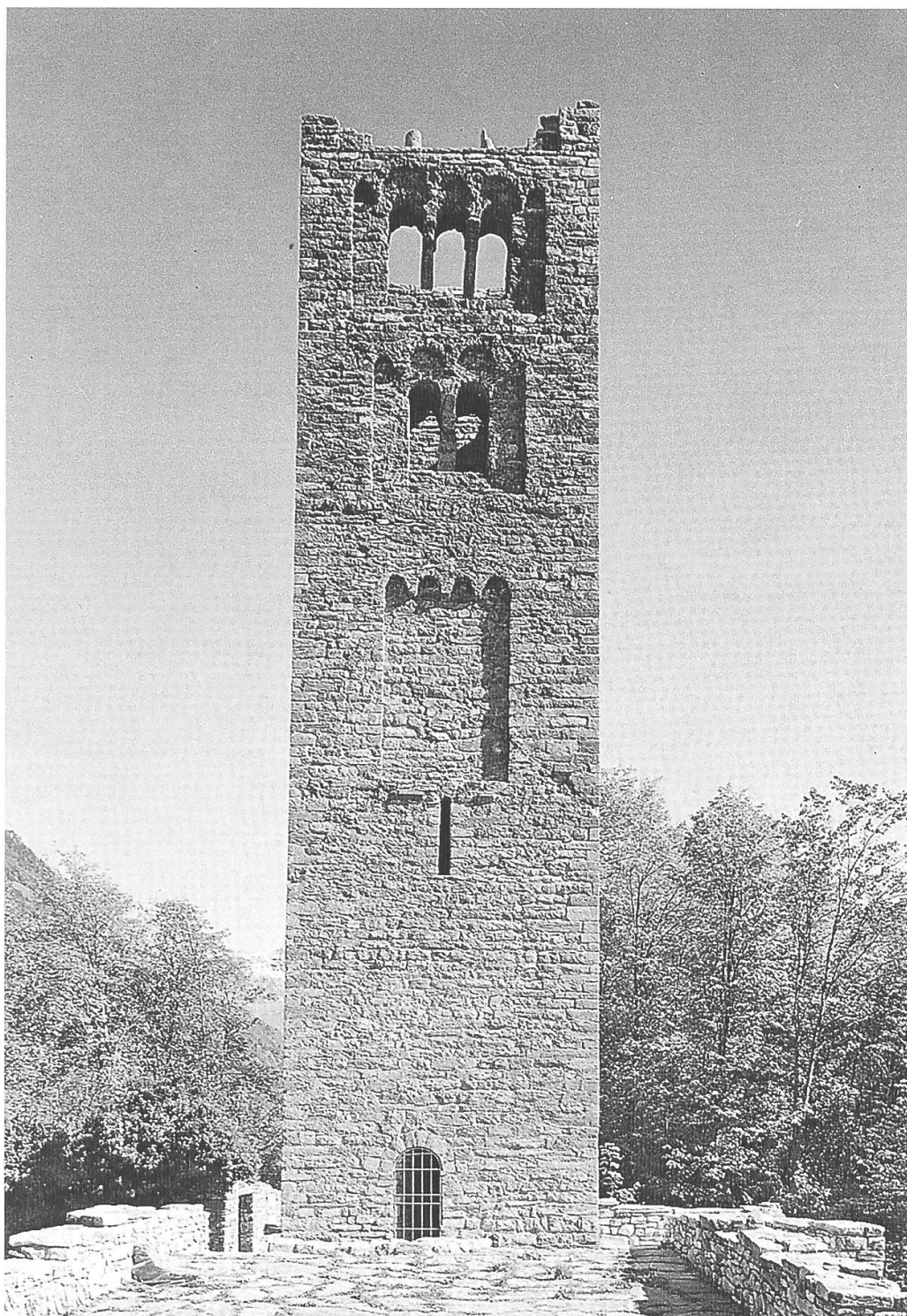


Abb. 7: Sanierter Campanile 1945 (Foto Martin Hesse, Archiv KDP).

Nachdem 1986 der Friedhof auf der Westseite erweitert und im Norden terrassiert worden war, folgte 1998 durch den Archäologischen Dienst des Kantons Bern die Sanierung der bereits 1942 wiederhergestellten Ruine der ehemals doppelstöckigen Beinhauskapelle (Abb. 10).



Abb. 8: Bauschäden am Tuffbestand der obersten Schallöffnung im Jahr 2015 vor Beginn der Sanierung (Foto Markus Leibundgut, ADB).



Abb. 9: Bauschäden am Quaderbestand des Turms während der Sanierung 2015
(Foto Raphael Ehrensperger, ADB).



Abb. 10: Beinhauskapelle während der Neugestaltung im Sommer 2015, Blick nach Osten (Foto Raphael Ehrensperger, ADB).

Im Jahr 2013 kam die Gemeinde Ringgenberg-Goldswil abermals auf den Archäologischen Dienst zu, diesmal mit der Bitte, Vorschläge für die dringende Sanierung von Turm und Kirchenschiff zu unterbreiten. Mit intensiven Vorabklärungen und Dokumentationen des Archäologischen Dienstes unter der Leitung von Andreas Marti und später von Markus Leibundgut starteten die beiden folgenden Sanierungskampagnen (Abb. 11 und 12). Das im Januar 2014 vorgelegte Konzept sah vor, den Turm zurückhaltend wieder instand zu setzen, ihn mit einem Schutzdach auszustatten und den stark verwitterten Bauschmuck durch gezielte Ergänzungen wieder besser lesbar zu machen (Abb. 13). Bei sämtlichen Baumeisterarbeiten sollte darauf geachtet werden, Kalkmörtel ohne Salzanteile einzusetzen. Das Kirchenschiff sollte ebenfalls denkmalgerecht saniert werden, wobei der Ruinencharakter sämtlicher Mauern bei der Wiederherstellung stärker als bislang betont werden sollte



Abb. 11: Vermessung des Turms mithilfe eines Hubwagens im Frühjahr 2015
(Foto Michael Wyss, Goldswil).



Abb. 12: Dokumentation im Chorbereich des Kirchenschiffs im Frühjahr 2016
(Foto Markus Leibundgut, ADB).



Abb. 13: Ergänzung der Blendarkaden des Turmes mit Tuffmörtel während der Sanierung Sommer 2015 (Foto Matthias Kilchhofer, Bern).



Abb. 14: Verfugen der südlichen Kirchenschiffwand im Sommer 2016 (Foto Markus Leibundgut, ADB).

(Abb. 14). Die Bodengestaltung im Kirchenschiff war durch moderne Elemente zu beruhigen. Schliesslich entschloss man sich zu einem gebundenen, sicherfähigen Steinsplittbelag. Der mittlere Bereich wird durch eine kreuzförmige Signatur aus geschnittenen Goldswiler Platten gebildet. Die Bodengestaltung unterstreicht damit den ehemals sakralen Charakter des Raumes (Abb. 15). In der Beinhauskapelle sollte ein entsprechender Boden verlegt werden, um auch



Abb. 15: Neue Bodengestaltung im Kirchenschiff während des Einbaus im Sommer 2016 (Foto Ruedi Jaggi, Ringgenberg).



Abb. 16: Anböschten des Kirchenschiffs an den Aussenseiten im Sommer 2016 (Foto Ruedi Jaggi, Ringgenberg).

diesen Raum als sakral zu kennzeichnen und einen sichtbaren Bezug zum Kirchenschiff herzustellen. Weiterhin wollte die Kirchgemeinde dort ein Schutzdach einfügen, um in der Nähe des Gemeinschaftsgrabes einen trockenen Unterstand für Friedhofsbesucher zu schaffen. Um die ehemals markante Topografie des Kirchhubels wiederherzustellen, sollte das Gelände rings um das Kirchenschiff wieder angehoben und gleichmässig von den Kirchenwänden aus geböscht werden (Abb. 16). Diese Massnahme wertet das Denkmal deutlich auf und hebt es wie einst wieder aus seinem Friedhofumfeld heraus. In enger Kooperation mit der Kirchgemeinde und der Friedhofskommission konnte die Gemeinde Ringgenberg-Goldswil das vorgeschlagene Bauprogramm mit einigen späteren Korrekturen realisieren. Beachtliche Beiträge aus dem Kantonalen Lotteriefonds und aus dem Fonds des Bundesamtes für Kultur sowie namhafte Spendengelder aus der Region stellen die Finanzierung durch die Gemeinde sicher. Umzusetzen war das anspruchsvolle Bauvorhaben aber letztlich nur dank des ausserordentlichen Einsatzes der am Projekt beteiligten örtlichen Baufirmen und ihrer Mitarbeiter.⁷

Bevor im kommenden Jahr die Kirchenruine im Rahmen einer Einweihungsfeier der Bevölkerung übergeben wird, sollen auch die Wanderwege rund um die Ruine erneuert sein. Tafeln werden über die Baugeschichte und die Bedeutung der ehemaligen Pfarrkirche St. Peter berichten und im Erdgeschoss des Turmes sollen die beiden heidnischen Tufffiguren aus den Obergeschossen den Besuchern eindrücklich präsentiert werden. Die Originale werden zukünftig im Gemeindehaus des Ortsteils Goldswil aufgestellt.

3 Ergebnisse der bauarchäologischen Untersuchungen an Turm und Kirchenschiff

Den Bauarbeiten gingen in den Jahren 2014 und 2015 intensive bauarchäologische Vorabklärungen und Vermessungsarbeiten voran. Insbesondere im ehemaligen Ostchor des Kirchenschiffs fanden zudem umfangreiche Grabungen statt. Dienen sollten sie einerseits dazu, die komplizierte Baugeschichte der Kirche zu klären. Andererseits waren die Untersuchungen nötig, um belastbare Planungsgrundlagen für die zukünftige Entwässerung des Kirchenschiffs und den neuen Bodenaufbau zu gewinnen. Auch der zweiten Sanie-

⁷ Ein ganz besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang Ruedi Jaggi, der als Polier der ARGE Nufer-Anderegg Bau AG-Zurbuchen Bau die Baustelle mit grosser Leidenschaft und hervorragendem handwerklichen Geschick geleitet hat.

rungsetappe im Jahr 2016 ging eine zweimonatige Voruntersuchung voraus. Geklärt wurden damals weitere Fragen zur Baugeschichte des Kirchenschiffs, zu den ehemaligen Zugängen und zu den einstigen Bodenniveaus. Dicht unter dem Bodenaufbau für den Plattenbelag der letzten Sanierung wurden zahlreiche Gräber aufgedeckt. Deshalb entschied der ADB als zuständige Fachstelle, aus denkmalpflegerischen Gründen und zum Schutz des wertvollen Bodendenkmals auf tieferreichende Grabungen zu verzichten. Wenngleich aus diesem Grund im Kirchenschiff und im Westannex nicht alle, sicherlich spannenden Fragen zur frühen Bau- und Nutzungsgeschichte restlos geklärt werden konnten, haben die Untersuchungen eine Fülle neuer Erkenntnisse zur mittelalterlichen Geschichte des Goldswiler Kirchhubels zutage gefördert. Zukünftige Generationen haben zugleich weiterhin die Möglichkeit, an den verbliebenen Resten im Boden unsere Forschungen fortzuführen und gewiss auch manche Ergebnisse neu zu bewerten.

Zahlreiche weitere, teils überraschende Hinweise zur Baugeschichte, zum Baubestand und zum ehemaligen Baubetrieb haben 2015 die begleitenden Dokumentationen am Turm zutage gefördert. Insbesondere die naturwissenschaftliche Datierung von vier Hölzern lassen inzwischen den Turm in einem neuen Licht erscheinen. Insgesamt liefern uns die Ergebnisse nun eine tragfähige Grundlage, um die verschiedenen Bauetappen der Goldswiler Kirche von ihren Anfängen im ausgehenden Frühmittelalter bis zur Aufgabe im Jahr 1671 nachzuzeichnen. Die neuen Erkenntnisse verdanken wir insbesondere dem leidenschaftlichen Engagement von Markus Leibundgut. Als örtlicher Projektleiter des ADB hat er nicht nur die archäologischen Untersuchungen und Dokumentationen mit Akribie durchgeführt, sondern vielmehr auch zusammen mit Detlef Wulf eine Fülle an wertvollen Hintergrundinformationen zur verworrenen Sanierungsgeschichte der 1940er Jahre zusammengetragen.⁸ Sie sind Grundlage des hier vorgelegten Berichtes.

3.1 Der erste Kirchenbau

Der markante und die Landschaft zwischen Thuner- und Brienersee beherrschende Kirchhubel von Goldswil ist prädestiniert für die Nutzung als sakrales Zentrum. Wenngleich gesicherte Belege und aussagekräftige Befunde oder

⁸ Unterlagen zur aktuellen Untersuchung finden sich zusammen mit Dubletten älterer Bild- und Schriftdaten im Archiv des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern.

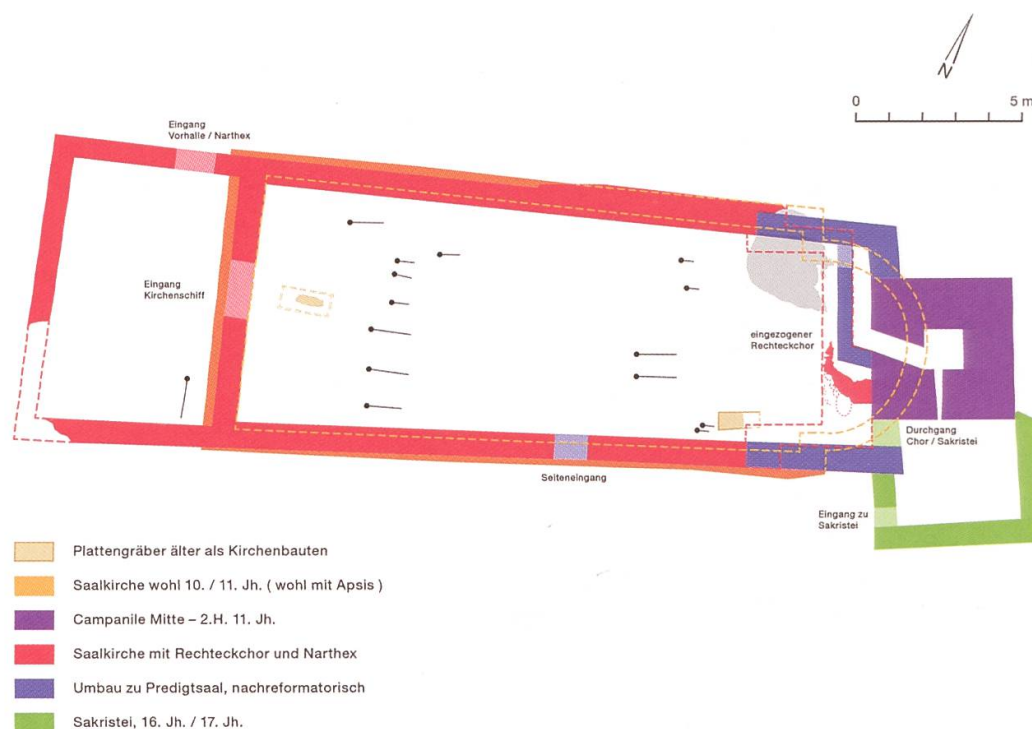


Abb. 17: Grundrissplan der mehrphasigen Kirche mit Turm und Sakristei sowie den zwei bekannten Plattendrägern eines Vorgängerfriedhofes (Grafik Verfasser und Marc Müller, ADB).

Funde für die Jahrhunderte vor dem 10. Jahrhundert fehlen, ist eine Funktion als heidnischer Kultplatz denkbar, an den man nach der Christianisierung in der Region im frühen Mittelalter bewusst mit dem Bau einer Pfarrkirche anknüpfte. Möglicherweise zeugen die zwei im Bereich des Kirchenschiffs erhaltenen Plattendräger von dieser Nutzung in vorchristlicher Zeit (Abb. 17 und 18). Eine sichere Datierung der Gräber fällt indes schwer, fehlen doch allesamt die zugehörigen Gebeine der darin Bestatteten. Ähnlich wie bei einigen in der näheren Umgebung von Goldswil gefundenen Steinkistengräbern ist eine Datierung in die späte Bronzezeit um 1000 vor Christus ebenso denkbar wie eine Einordnung in die Völkerwanderungs- oder Merowingerzeit zwischen dem 4./5. und 8./9. Jahrhundert.⁹ Die Beschädigung eines der Gräber durch den Ostchor der ältesten nachgewiesenen Saalkirche zeigt immerhin sicher eine Datierung vor das 10. Jahrhundert an.

Die Topografie des Hügels wurde im Laufe der Jahrhunderte durch Terrassierungen und Überarbeitungen an der Felskuppe geprägt. Eine Felsnase im

⁹ Die Fundstellen sind im Inventar des Archäologischen Dienstes erfasst.



Abb. 18: Steinplattengrab an der Südostecke des Chors nach der Freilegung im Sommer 2016 (Foto Raphael Ehrensperger, ADB).

Bereich der nördlichen Kirchenschiffwand, die über den Boden der nachreformatorischen Saalkirche des 16./17. Jahrhunderts hinausragt, ist als letztes Relikt der ursprünglichen Felsformation sichtbar erhalten (Abb. 19). Ursprünglich war die Geländegestalt demnach wesentlich schroffer als heute. Zu rekonstruieren ist



Abb. 19: Natürliche Felsnase im Bereich des Ostchores der Kirche. Sie wurde in die nördliche Kirchenschiffwand der nachreformatorischen Kirche eingebunden, Blick von aussen nach Süden (Foto Raphael Ehrensperger, ADB).



Abb. 20: Fischgrätförmiger Mauerverband in der Südwand des Kirchenschiffs
(Foto Raphael Ehrensperger, ADB).

eine rund 18 m lange und nur wenige Meter breite, nach Süden geneigte Felsrippe, die zu allen Seiten hin rasch abfiel. Erst durch Überarbeiten der natürlichen Geländeoberfläche und durch Abtragen der obersten Verwitterungsschichten entstand ein schmales Plateau, auf dem die Kirche errichtet werden konnte. Die natürliche Felskontur bedingte vermutlich später auch den ungewöhnlichen Standort des Glockenturms an der Ostseite der Kirche. Verantwortlich war sie wohl auch für die auffallend trapezförmige Gestalt des Kirchenschiffs (Abb. 17). Erweiterungen des Kircheninnenraums waren demnach von Beginn an enge Grenzen gesetzt.

Die erste bekannte christliche Kirche reicht vermutlich in das 10. Jahrhundert zurück. Durch die Ausgrabungen und Dokumentationen der Kirchenmauern nachgewiesen ist eine älteste Saalkirche aus Stein von mindestens 18,5 m Länge und 9 bzw. 8 m Breite. Sie weist einen leicht trapezförmigen Grundriss auf. Charakteristisch ist das in Resten erhaltene Mauerwerk aus Goldswiler Hausstein. Bis hinauf in den aufgehenden Bestand weist das Mauerwerk fischgrätförmig versetzte Steinreihen auf (Abb. 20). Diese auffällige Bauform ist vor allem im vorromanischen Steinbau zu finden, und orientiert sich an spätantiken Vorbildern der römischen Architektur. In jüngeren Bauteilen wurden einige dort nachträglich verbaute Werksteine mit farbig gefassten Putzresten

gefunden. Sie deuten darauf hin, dass bereits der erste Kirchenbau eine farbige Innengestaltung, möglicherweise mit geometrischer oder ornamentaler Gliederung aufwies. Trotz intensiver Untersuchungen im Chorbereich der Kirche konnte der zugehörige Ostabschluss der Saalkirche nicht eindeutig belegt werden. Das ursprünglich gegenüber dem Schiff erhöht gelegene Niveau des Sanktuariums war bei späteren Eingriffen abgetragen worden, sodass dort heute sämtliche älteren Bodenniveaus der mittelalterlichen Kirche fehlen. Am ehesten zu vermuten ist ein halbrunder, apsidenförmiger, vom Kirchenschiff abgesetzter Chor mit einem Triumphbogen im Bereich der vorauszusetzenden Chorschwelle. Vergleichbare Chorformen waren im frühen Mittelalter in der Region weit verbreitet.¹⁰ Ein Glockenturm hat zu dieser Zeit wahrscheinlich noch nicht bestanden. Die angenommene Datierung in das 10. Jahrhundert wird durch die Bestimmung eines Holzstücks gestützt, das aus dem südlichen Turmmauerwerk geborgen wurde. Das Holz war dort offenbar sekundär eingebaut worden. Laut Bericht der C14-Analyse weisen die Daten mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Zeit um 980.

Möglicherweise stand bereits vor dem Bau der Steinkirche ein älteres Gotteshaus auf dem Kirchhubel. Zu denken ist an einen Holzbau, der mit seinen Ständern direkt im Felsboden verankert oder als Fachwerkbau über Schwellmauern errichtet war. Da die Erdschichten des Kircheninneren nicht hinab bis zum anstehenden Boden bzw. Felsen untersucht wurden, fehlen uns aber konkrete Anhaltspunkte für diesen möglichen ersten Kirchenbau.

3.2 Die frühromanische Saalkirche mit freistehendem Campanile

Vermutlich in der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde die Pfarrkirche Goldswil umfassend verändert. Zunächst wurde wohl der Ostchor der Kirche vollständig abgebrochen, um dort den noch rund 16 m hoch erhaltenen Glockenturm errichten zu können (Abb. 21). Zahlreiche wiederverwendete Werksteine, insbesondere aus Tuff, deuten darauf hin, dass Steinmaterial des ehemaligen Chorabschlusses beim Turmbau wiederverwendet wurde. Die Ostseite der Kirche dürfte rasch provisorisch geschlossen worden sein, um in der Kirche ohne längere Unterbrechung die Messfeiern abhalten zu können.

¹⁰ Peter Eggenberger/Daniel Gutscher/Adriano Boschetti: Entwicklung früher Kirchenbauten in den Kantonen Bern und Waadt im Vergleich. Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 59 (2002), S. 215–228.



Abb. 21: Ansicht der Südseite des Campanile nach der Sanierung 2015
(Foto Raphael Ehrensperger, ADB).



Abb. 22: Pfarrkirche Chiesa dei Santi Pietro e Paolo Biasca, TI, um 1100
(Foto Adrian Michael, Quelle Wikipedia commons).

Konzipiert war der Turm im Stile eines freistehenden Campanile nach lombardischem Vorbild, der sowohl die Funktion eines Glockenturms der Kirche übernahm als auch zugleich als Zeichen der weltlichen Macht verstanden werden konnte. Seine engsten Bezüge weisen deutlich nach Norditalien, der Heimat der lombardischen Baukunst. Aber auch aus dem Tessin, aus Burgund, aus Katalonien, aus dem Elsass und aus dem Rheinland sind vergleichbare Bauten bekannt: so etwa der 1063 erbaute Campanile der Benediktinerabtei in Pomposa, der um 1030 errichtete Campanile von Capaize im Burgund und die um 1100 bzw. um 1040 entstandenen Türme der Pfarrkirche von Biasca im Tessin und der Klosterkirche Santa Maria in Ripoll, Katalonien (Abb. 22). Der bewusst imperiale Stil sieht sich in seinem Herrschaftsanspruch in der Tradition der spätantiken Kaiser, entsprechend richtungsweisend war die Baukunst während der Romanik auch im deutschen Reich nördlich der Alpen. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an den salischen Dom in Speyer aus der Zeit um 1050. Die von den Lombarden verwendeten und in andere Regionen vermittelten Bautechniken und -formen fassen deutlich auf Vorbildern der römischen und byzantinischen Architektur. Prägend sind genormte Ziegel oder ziegelförmige

Hausteine für den Bau der in der Regel quadratischen Türme. Als Zierformen finden sich sowohl an den Türmen als auch an den Kirchenfassaden Blendarkaden, Pilaster- oder Lisenengliederungen und Bogenfriese. Charakteristisch für die Türme sind zudem nach oben hin zahlreicher werdende Licht- und Schallöffnungen. Betrachten wir unter diesen Aspekten den Goldswiler Turm, so fallen auf den ersten Blick die sehr engen Parallelen ins Auge. Neben den Fassadengliederungen und den mit Tuffsäulen und -pfeilern geteilten Schallöffnungen sind es insbesondere die qualitativ hochstehende Bearbeitung der ziegelförmigen Hausteine und die auffallend akkurate Ausführung von Kanten und Fluchten, die auf die norditalienische Handwerkskunst verweisen (Abb. 23). Im Unterschied zu vielen lombardischen Bauten, die durchgehend massiv errichtete Mauern aufweisen, sind in Goldswil nur die beiden Mauerschalen sauber aus Hausteinen gesetzt. Sie weisen kaum Bindersteine auf, die das Füllmauerwerk aus Steinabfällen und Kalkmörtel mit den beiden Schalen verbinden könnten. Entsprechend problematisch sind Schädigungen des Mauerwerks durch Bewuchs oder Salzfluss. Dies stellte bei der aktuellen Sanierung eine grosse Herausforderung dar, mussten doch an einigen Stellen die äusseren Mauerschalen abgebaut und vollständig neu gesetzt werden, insbesondere im Bereich der nordwestlichen Turmecke.



Abb. 23: Ausschnitt des Hausteinmauerwerks im Bereich der Südostecke des Campanile nach dem Freilegen der Fugen im Sommer 2015 (Foto Raphael Ehrensperger, ADB).

Interessante technische Details zum Baubetrieb liefern die erhaltenen runden Rüstlöcher in den Eckpartien des Turmes. Darin waren die schräg angeordneten Rundhölzer des Stangengerüsts eingelassen, die ihrerseits die Holzbohlen der Laufflächen trugen. Im Abstand von jeweils ca. 1,50 m waren die Gerüstböden angeordnet. Über Leitern hinweg und sicher auch mithilfe von Flaschenzügen wurden Steine und Kalkmörtel zu den Maurern nach oben gebracht. Bei späteren Renovationen könnten die Rüstlöcher wiederverwendet worden sein. Ziegelstücke, mit denen einige Löcher verschlossen waren, deuten darauf hin, dass sie tatsächlich noch im späten Mittelalter oder gar in der frühen Neuzeit genutzt worden sind.

Über dem heutigen obersten, fünften Turmgeschoss, das 1945 weitgehend neu errichtet werden musste, bestand in den ersten Jahrhunderten ein weiteres, drittes Schallgeschoss. Vermutlich war auch dieses auf jeder Seite bis auf die Eckpartien vollständig geöffnet. Anzunehmen sind auch dort mit Säulen und vielleicht auch Pfeilern drei- oder vierfach geteilte Arkadenöffnungen. Das ursprüngliche Dach ist gemäss den lombardischen Vorbildern als flaches Pyramidendach zu rekonstruieren.

Prägend für den Turm war der durch die Lombarden in die Region vermittelte Pietra-Rasa-Putz, der die Fugen vollständig abdeckte und nur die Steinköpfe freiliess. In Anlehnung an die erhaltenen Resten am Turmfuss der Westseite wurde der Putz überall wieder hergestellt. Er schützt das Mauerwerk effektiv gegen eindringende Feuchtigkeit und leitet Regen und Schnee rasch ab. Um die scharfkantigen Konturen des Steinbaus wieder sichtbar zu machen, ritzten die mittelalterlichen Handwerker mit der Kelle in den noch feuchten Putz den für solche Bauten charakteristischen Fugenstrich ein. Im nordöstlichen Eckbereich wurde eine Fläche in dieser Form wiederhergestellt. An der Nordseite ist auf wenigen Quadratmeter Fläche ein jüngerer Putz mit rot hervorgehobenem Fugenstrich erhalten, der bei der Sanierung durch Ergänzungen gesichert wurde. Es handelt sich vermutlich um eine hoch- oder spätmittelalterliche Reparatur. Ob der gesamte Turm zeitweise einen rot eingefärbten Fugenstrich besass, oder ob nur die oberen Geschosse hervorgehoben waren, bleibt ungeklärt. Die farbliche Gestaltung der Scheinquaderung findet sich vereinzelt auch andernorts am mittelalterlichen Baubestand, so etwa an der Kirchenruine des Cluniazenserklusters in Rüeggisberg und an der Kirche von Amsoldingen.

Neben den üblichen Blendnischen und Arkaden trägt der Turm von Goldswil zur Gliederung der Geschosse zusätzlich horizontale Gesimse, die teils mit vegetabilen Zierornamenten und darin verschlungenen Tier- oder Fabelwesen



Abb. 24: Maskendarstellung auf der Südseite des Turms
(Foto Markus Leibundgut, ADB).

verziert sind. Wegen starker Verwitterung sind die Bildmotive kaum noch lesbar. Auch einige Kapitelle weisen Ornamente und vereinzelt auch tierförmige Gestalten auf. Eine könnte unter Umständen als Hase, eine andere als Schlange zu deuten sein. An der Südseite findet sich eine menschliche Maske, die an ähnliche Darstellungen auf der Westseite des Glockenturms der reformierten Kirche von Steffisburg erinnert (Abb. 24). Insgesamt kennen wir solchen Zierat auch von vielen anderen Beispielen der lombardischen Baukunst. Zwei Wächterfiguren bzw. Atlanten, die vermutlich ehemals in den obersten Schallöffnungen der Ostseite als Arkadengliederung eingesetzt waren, sind hingegen ungewöhnlich. In heidnischer Tradition dienten sie am Kirchenbau der Abwehr von Unheil und Schaden. Möglicherweise sind sie deutlich älter als der Campanile und stammen von einem Vorgängerbau. Beide Figuren zeigen offenbar Männer mit deutlich hervorgehobenem Geschlechtsteil, einem Gürtel auf Bauchhöhe und seitlich nach oben gestreckten Armen (Abb. 25). Die Darstellung erinnert auf den ersten Blick an Stelen aus vor- und frühgeschichtlicher, insbesondere keltischer Zeit. Es ergeben sich allerdings auch deutliche



Abb. 25: Wächterfigur mit stilisierter Männerdarstellung am heutigen obersten Geschoss der Ostseite des Campanile vor der Sanierung im Jahr 2015 (Foto Markus Leibundgut, ADB).

Parallelen zur christlichen Darstellung von Daniel in der Löwengrube, wie sie insbesondere auf Gürtelteilen im Burgundischen Raum des 6./7. Jahrhunderts verbreitet waren.¹¹ Vermutlich sind beide Figuren Ausdruck des im frühen Mittelalter vorherrschenden Synkretismus, der sowohl heidnische als auch christliche Sitten und Symbole im frühen Glauben vereinte.

Kurze Zeit nachdem der Campanile fertiggestellt war, wurde ein neues Kirchenschiff erstellt, das teils identischen Mörtel wie der Turm aufweist. Auf den alten Fundamenten der Vorgängerkirche baute man das Kirchenschiff neu auf. In einem Zuge entstand auch der westliche Annex. Es ist denkbar, dass man zunächst diesen Raum fertigstellte, um dort während der Baumassnahmen am Kirchenschiff die Messe abhalten zu können. Später fand dieser Raum wohl als Baptisterium, also als Taufkirche Verwendung. Tatsächlich findet sich in den mittelalterlichen Kirchen der Taufstein häufig im äussersten Westen der Kirchen oder in einem getrennten Bauteil bzw. einer Taufkapelle, hier versammelten sich zudem traditionell die ungetauften Christen während der Messe.

Der kleine eingezogene Ostchor der neuen Kirche dürfte rechteckig gestaltet und durch einen Triumphbogen deutlich vom Schiff abgesetzt gewesen sein. Der schräg angelegte Zugang zum Turm wurde wahrscheinlich aus der Ostwand ausgespart. Deutliche Schrotspuren am natürlichen Felsrücken an der Nordseite des Chores deuten den Verlauf der Chorwand an. Da das Sanktuarium vermutlich spürbar höher als das Kirchenschiff angelegt war, verschwand der Fels ehemals im Innenraum unter dem Boden.¹² An der nördlichen Aussenwand trat er aber weiterhin deutlich hervor.

Die Datierung des Turmes in die Mitte des 11. Jahrhunderts deutet an, dass der Neubau der Kirche mit dem Rechteckchor und dem Westannex kurze Zeit später, wohl im Laufe der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, entstanden ist. Tatsächlich finden sich unter den vorromanischen und romanischen Kirchenbauten der weiten Region um Goldswil viele Beispiele für vergleichbare Chorabschlüsse.¹³ Die geringe Ausdehnung des Chorraumes und die Anbindung an den Campanile stehen allerdings singulär da.

¹¹ Anzuführen ist insbesondere eine burgundische Gürtelschnalle des 6. Jahrhunderts aus Dailens/Waadt, die sich heute im Historischen Museum Bern befindet.

¹² Häufig waren es drei Stufen als Sinnbild für die Dreifaltigkeit.

¹³ Eggenberger/Gutscher/Boschetti 2002 (wie Anm. 10).

Betreten wurde die Kirche vom Westannex aus. Dort bestand offenbar von Beginn an ein etwa 1,90 m breites Portal. Erhalten sind die beiden Pfannensteine, in denen die Türangeln bewegt wurden. Bogenförmige Gewändesteine, die bei den Grabungen in den 1940er Jahren gefunden wurden, lassen am ehesten an ein Rundbogenportal denken. Der Westannex wird vom nördlichen Kirchhof aus durch ein eigenes Portal betreten. Letztlich bleibt ungewiss, ob diese Vorhalle von Beginn an als geschlossener Raum konzipiert war, denkbar ist letztlich auch eine offene Vorhalle mit Pultdach. Das Bodenniveau im Annex lag gegenüber dem im Kirchenschiff um drei Tritte tiefer. Demnach könnte die Vorhalle auch im Dachbereich vom übrigen Kirchenschiff abgesetzt gewesen sein.

3.3 Die Kirche und ihr Umfeld im späten Mittelalter

Über die weitere Entwicklung der Kirche in den folgenden Jahrhunderten zwischen dem 12. und dem 16. Jahrhundert geben die dokumentierten Befunde an den Mauern und die Bauspuren im Boden keinen Aufschluss. Es ist aber anzunehmen, dass das Kirchenschiff in diesem Zeitraum mehrmals saniert oder auch umgebaut worden ist. Wahrscheinlich wurden die Fenster im Laufe der Zeit vergrössert. Auch der Boden war sicher mehrfach erneuert worden. Immerhin sind bei den aktuellen Grabungen 12 Münzen aus dem 14., 15. und mittleren 16. Jahrhundert gefunden worden, die versehentlich aus dem Hosensack oder dem Klingelbeutel gerutscht und in den Fugen zwischen den Bodenplatten verschwunden sein dürften. Sie scheinen einen regen Austausch der Region mit weiter entfernten Gegenden, auch über die Alppässe hinweg, zu dokumentieren. Die Hälblinge, Kreutzer, Halbbatzen, Pfennige, Stebler und Denare stammen aus Prägestätten in Solothurn, Bern, Waldshut, Freiburg i. Ü., Mailand, Laufenburg und Zürich (Abb. 26).

Sicher mussten auch am Turm von Zeit zu Zeit Reparaturarbeiten vorgenommen werden. Insbesondere die Schallöffnungen und das Dach waren der Witterung stark ausgesetzt. Im 14. Jahrhundert wurde eine neue Glocke gestiftet und im Glockenstuhl des Turms auf Höhe des unteren Schallgeschosses aufgehängt. Wahrscheinlich ersetzte diese Glocke ein älteres Geläut.

Bis 1471 gehörten auch die Gemeinden Unterseen, Habkern und Beatenberg-Waldegg pfarrrechtlich zur Kirche Goldswil, bevor im Stedtl Unterseen eine eigene Pfarrkirche errichtet wurde. Bis zu dieser Zeit wurden folglich neben den Leuten von Goldswil, Ringgenberg und (Nieder)Ried auch die Bewohner dieser drei Orte auf dem Gottesacker im Umfeld der Goldswiler Kirche beige-



Abb. 26: Spätmittelalterliche Münzen, die 2015 und 2016 bei den Grabungen im Kirchenschiff und in der Sakristei geborgen wurden: ein Pfennig aus der Stadt Freiburg i. Ue. von 1446 und ein Denar aus dem Herzogtum Mailand von 1450–66 (Fotos ADB).

setzt. Entsprechend eng wird es spätestens im 14./15. Jahrhundert auf dem Friedhof gewesen sein. Es dürfte kaum noch möglich gewesen sein, neue Gräber anzulegen, ohne dabei ältere Bestattungen zu stören. Um Schädel und Langknochen der seit langem Verstorbenen würdig zu deponieren und das Gedächtnis an sie zu bewahren, wurde nordöstlich der Kirche die zweigeschossige Beinhauskapelle gebaut. Im Untergeschoss waren die Knochen aufgeschichtet, während man in der darüber gelegenen Kapelle Seelmessen las und damit das Gedächtnis an die Verstorbenen wachhielt. Tatsächlich hören wir in den Schriftquellen von einer Frühmesse, die hier 1502/03 von Pfarrgenössigen aus Unterseen eingerichtet wurde. Charakteristisch für die gotische Kapelle ist ihr polygonaler Ostchor, der in das 13. oder 14. Jahrhundert weist. Spätestens in dieser Zeit bestand wahrscheinlich eine Einfriedung des Kirchhofes mit einer Mauer. Heute umschliesst diese die Kirche in einem flachovalen Bogen. Möglicherweise gehen einige ihrer Abschnitte im Kern noch auf diese Zeit zurück.

Auch das Pfarrhaus im Hangbereich südlich der Kirche reicht in seinen Anfängen sicher bis in das späte Mittelalter zurück, vielleicht ist es sogar schon vor dem 13. Jahrhundert entstanden. Ausser der Rekonstruktion von F. Gysi aus dem Jahr 1905, das einen mehrteiligen, vielleicht gar mehrphasigen Baukörper zeigt, haben wir keine Erkenntnisse zum Baubestand (Abb. 27). Im Hanggelände sind vom Gebäude aber immerhin noch einige Mauerreste erhalten. Endgültig aufgegeben wurde das Pfarrhaus wohl im Jahr 1564 mit dem Bau des neuen reformierten Pfarrhauses am Fuss des Kirchhubels.

Der Eingang an der Südseite der Kirche könnte in direktem Zusammenhang mit dem Pfarrhaus stehen. Wahrscheinlich betrat der Priester von hier aus die Kirche. Ursprünglich existierte dort kein Zugang, wurde er doch nachweislich nachträglich in die hochmittelalterliche Kirchenwand eingebrochen.

3.4 Nachreformatorische Kirche

Die Grabungsbefunde im Chorbereich belegen, dass das Kirchenschiff an der Ostseite nochmals verlängert wurde. Die beiden Enden band man nun winkelförmig an die zwei westlichen Turmecken an (Abb. 17). Damit gelangte der Zugang zum Turm in den Innenraum des Kirchenschiffs und musste von nun an vom Chorraum der Kirche aus betreten werden. Im Bereich des alten Chorabschlusses entstand eine neue Trennmauer, die den tiefer gelegenen Turmeingang abgrenzte. Das ehemals gegenüber dem Kirchenschiff erhöhte Sanctuarium wurde nun vermutlich zugunsten eines etwa gleich hohen und nicht

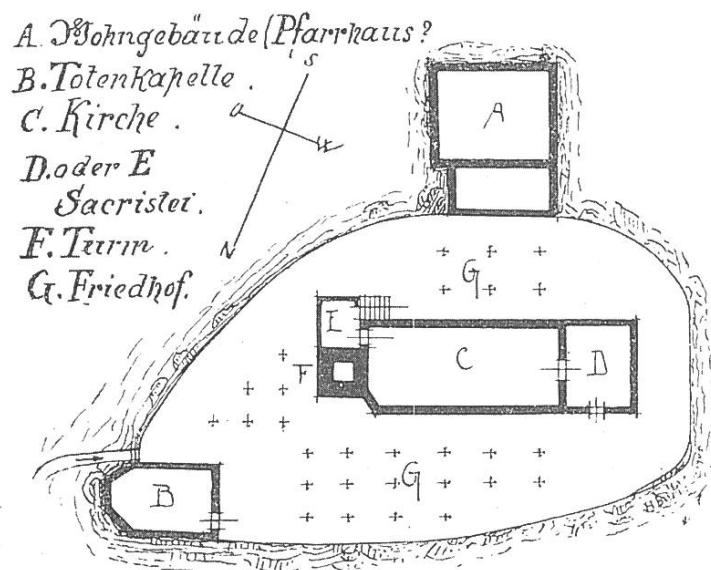


Abb. 27: Grundriss und Rekonstruktion des Kirchhubels von Goldswil in nachreformatorischer Zeit nach F. Gysi. (in: Ulrich Burri, Ringgenberg. Beitrag zur Heimatkunde, Ringgenberg 1905, S. 24–25).

mehr durch einen Triumphbogen geschiedenen Chorraums aufgegeben. Die Massnahmen sind als Reaktion auf die Einführung der Reformation auf dem Bödli im Jahr 1528 zu verstehen. Entstanden ist nun ein dem neuen Glauben entsprechender Predigtsaal. Die zugehörige Kanzel könnte auf der über das Bodenniveau hinausragenden Felsnase gestanden haben.

Nochmals jünger als der Chorumbau ist die südlich an den Turm angefügte Sakristei. Sie besitzt in der Westwand sowohl einen Zugang vom Kirchhof aus, als auch einen direkten Zugang zum Chorraum. Der Anbau einer Sakristei wurde möglicherweise notwendig, als 1564 das nahegelegene Pfarrhaus aufgegeben und an den Hügfuss verlegt worden war. Noch 1637 hören wir in den Schriftquellen von Arbeiten am Chor.

Es ist anzunehmen, dass auch der grosse Umbau der beiden obersten Turmgeschosse in nachreformatorische Zeit fällt. Aus nicht näher bekannten Gründen musste das oberste Turmgeschoss abgetragen werden. Vielleicht hatte die Witterung dem Baubestand derart stark zugesetzt, dass dort die Statik nicht mehr gewährleistet war. Anstelle der lichten Arkadenbögen, Säulen- und Pfeilerstellungen entstand aus dem abgebrochenen Spolienmaterial auf der Ost- und auf der Westseite jeweils eine massive Giebelwand (Abb. 6). Darüber errichtete man nun ein steiles Satteldach mit Steinplattendeckung, wie es seit dem späten Mittelalter in der Region geläufig ist. Mit der Verlegung der Kirche

nach Ringgenberg 1671 endete die über 700jährige Kirchengeschichte auf dem Kirchhubel von Goldswil. Der Friedhof hingegen verblieb noch wenige Jahre in Goldswil und wurde erst infolge des entsprechenden Ratsbeschlusses vom 19. August 1695 nach Ringgenberg verlegt. Der Pfarrer folgte gar erst im Jahr 1729, also fast 50 Jahre nach der Aufgabe der Kirche in Goldswil.

Nach zwei Jahren intensiver Sanierungsarbeiten erstrahlt die Kirchenruine von Goldswil wieder in neuem Glanz. Die Gemeinde Ringgenberg-Goldswil und ihrer Bürgerinnen und Bürger können stolz auf ein wiedergewonnenes Wahrzeichen sein. Von weitem grüsst der Campanile über das Bödeli hinweg und lädt zu einem Besuch ein. Die begleitenden bauarchäologischen Untersuchungen am historischen Bestand haben manches Geheimnis gelüftet, das sich um die lange Geschichte der Kirche St. Peter auf dem Goldswilhubel rankt. Einiges bleibt für immer ungeklärt, anderes erscheint verschwommen oder gar mystisch, so etwa die Bedeutung der beiden urtümlichen Atlanten. Im Erdgeschoss des Turms können sie demnächst aus der Nähe betrachtet und bestaunt werden. Gleichzeitig bleibt der Kirchhubel ein Ort der Stille und des Gedenkens, benutzen die Goldswiler doch auch zukünftig den einstigen Kirchhof rund um die Ruine als Friedhof.